



HAL
open science

Tieck und Solger. Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien

Anne Baillot, Sophia Zeil

► **To cite this version:**

Anne Baillot, Sophia Zeil. Tieck und Solger. Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien. Conférence "Internationale Forschungskonferenz der Ludwig-Tieck-Gesellschaft", Société savante Ludwig Tieck, Feb 2016, Vienne, Austria. halshs-01277669v1

HAL Id: halshs-01277669

<https://shs.hal.science/halshs-01277669v1>

Submitted on 23 Feb 2016 (v1), last revised 19 Mar 2016 (v2)

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.



Distributed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License



Tieck und Solger. Zwei Namen und ihre intellektuellen Genealogien

Anne Baillot & Sophia Zeil, Februar 2016

Lange Zeit habe ich Vorträge gehalten, bei denen es nur um einen Tieck und nur um einen Solger ging. Einerseits Ludwig Tieck, der Märchen- und Novellenautor, Shakespeare-Kenner und Bühnentheoretiker. Andererseits Karl Solger, so wenig bekannt, dass immer alle drei Vornamen genannt werden, Karl Wilhelm Ferdinand, obwohl er immer nur mit dem ersten unterschrieb Philosoph zwischen den Stühlen von Riesen und Sophokles-Übersetzer. Es gibt viele Gründe, warum diese zwei Menschen und ihre umtriebige Freundschaft zwischen 1812 und Solgers Tod 1819 als romantisches Faszinosum fungieren können. Dem kam ich in den letzten 15 Jahren immer wieder näher. Einige zentrale Ergebnisse aus diesen Arbeiten werde ich im ersten Teil dieses Vortrags versuchen zu systematisieren.

Doch schon zu Beginn meiner Arbeiten zu Tieck und Solger und insbesondere zu ihrer Briefkommunikation hatten einige hie und da im Briefwechsel gestreute Anmerkungen meine Aufmerksamkeit geweckt: kleine Einschübe wie „gestern las ich mit meiner Frau aus Ihrem Däumchen“ oder „wenn Sie nach Berlin kommen, können Sie mit Dorothea bei uns wohnen“. Aber lange Zeit habe ich mich gescheut, mich der Realität hinter diesen Halbsätzen näher zu widmen, einerseits aus Furcht, offene Türen einzurennen (war es nicht in jedem romantischen Haushalt genau so, wie Tieck und Solger ihren Alltag schildern?), andererseits wahrscheinlich auch aus Respekt vor dem, was sich hinter den Türen verbergen könnte. Wie viel will ich eigentlich darüber wissen, welche Rolle die Frau, die Tochter gespielt haben, zumal voraussehbar ist, dass das meiste Material, was mich interessieren würde, wahrscheinlich verschollen ist? Was soll ich mir von einer solchen Arbeit erhoffen: eine neue Geschichte, ein Korrektiv, noch mehr Fragezeichen?

Es ist die Arbeit mit dem Netzwerkbegriff, die mich diesem Komplex im Endeffekt näher gebracht hat. Im Rahmen der Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“ ging es darum, die Verbindungen innerhalb der literarisch-wissenschaftlichen Gemeinschaft in der Hauptstadt herauszuarbeiten. Symptomatischerweise hat sich dieses Vorhaben, das mich 10 Jahre, davon fünf zusammen mit einem sechsköpfigen Team, in Atem gehalten hat, ausgerechnet aus meiner Beschäftigung mit dem Briefwechsel zwischen Tieck und Solger (und dem dritten Mann im Bund, Friedrich von Raumer) ergeben. So in sich geschlossen die Beziehung zwischen Tieck und Solger ist, sie bezieht auch den sie umgebenden Kontext auf zahlreichen Ebenen des Brief- und Schrifttextes mit ein. Die Bemühungen um eine gemeinsam herauszugebende Zeitschrift, die verpassten Chancen um die Berufung Tiecks nach Berlin lassen sich, wie zahlreiche andere Ereignisse in dieser intellektuellen Beziehung, nicht ausschließlich aus dem Mikrokosmos der zwei Protagonisten herausfiltern. Vieles lässt sich nur unter Berücksichtigung eines Nexus von Beziehungen nachvollziehen, in dem die den



Ruf der zentralen Person (hier Tieck oder Solger) tragenden Instanzen eine Schlüsselrolle spielen. In solchen Konstellationen steht das intellektuelle Erbe des Hauptakteurs im Mittelpunkt der Vermittlungsinstanz zwischen dem dualen Mikrokosmos und der breiteren Öffentlichkeit.

Um diesen Punkt geht es mir heute vorrangig, und genauer gesagt, um den Niederschlag des Erbes in den Schriften und in den Personen: Wie trägt das Zusammenspiel von menschlichem und schriftlichem Erbe zur Konstruktion einer intellektuellen Identität zu Lebzeiten und darüber hinaus bei? Solger hat nicht gehnt, dass er so früh sterben würde; Tieck hat womöglich auch nicht gehnt, dass er so viele Freunde und Verwandte überleben würde. Das intellektuelle Erbe wird dezidiert vom Autor anhand einer bestimmten Vorstellung von der eigenen Lebensdauer konstruiert. Doch um diese Überlebenschance im Sinne einer kanonischen, historischen Anerkennung zu steigern, gilt es, Menschen um sich zu haben, die einen im schlimmsten Fall ablösen und für die Fortführung des Werkes unter dem eigenen Namen sorgen – d. h. die Möglichkeit eines Weiterlebens trotz dem Einbrechen des Todes immer mit zu denken. Die Sicherung eines intellektuellen Erbes bedeutet also einerseits die Entwicklung einer Veröffentlichungsstrategie zu Lebzeiten, andererseits die Vorbereitung einer solchen über den Tod hinweg, getragen durch Schriften, die der Zeit standhalten, und durch (menschliche) Erben, die einen überleben. Das meine ich mit „intellektuellen Genealogien“.

Solche Genealogien können einerseits horizontal sein: Tieck ediert Kleist mit Solgers Hilfe; Tieck und Raumer edieren Solger; Raumer ediert sich selbst – das funktioniert auf einer Ebene, peer to peer. Zum anderen können Genealogien vertikal sein, sie sind es auch meist. Dies ist beispielsweise der Fall bei einer Lehrer-Schüler-Beziehung wie derjenigen zwischen Solger und Heyse senior, die zur Veröffentlichung der *Vorlesungen über Ästhetik* Solgers durch Heyse führt. In diese Kategorie fällt aber auch die Einbettung der Familienmitglieder, die einen potentiell überleben werden: die viel jüngere Ehefrau im Fall Solgers, die verdammt kluge Tochter im Fall Tiecks, die das Gedankengut zu Lebzeiten mit-, und nach dem Tod womöglich weitertragen (aber nur womöglich – Dorothea stirbt vor ihrem Vater).

So möchte ich detaillierter darauf eingehen, wie die Einbettung dieser intellektuellen Genealogien nicht nur kulturhistorisch, sondern auch für das Verständnis des Schaffensprozesses bei beiden Hauptprotagonisten neue Denkipulse geben kann. In diesen Teil der Analyse werde ich eine neu erschlossene Quelle einbinden, nämlich die Korrespondenz zwischen Luise von Bülow und Dorothea Tieck, die Sophia Zeil in ihrer Masterarbeit ediert und ausgewertet hat.

Hat man einmal die Wichtigkeit solcher genealogiegetragener Konstellationen für die Erforschung der intellektuellen Netzwerke (und des Schaffens im Sinne des romantischen Genies) erkannt, stellt sich die Frage, wie sie sinnvollerweise untersucht werden können. Die Frage, die ich im letzten Teil meines Vortrags aufwerfen möchte, ist daher die nach der



Methodik der Erforschung von intellektuellen Genealogien. Um zu verstehen, wie Werke und Autoren miteinander interagieren, lohnt es sich, es nicht bei einer Fallstudie zu belassen. In diesem dritten Teil werde ich also die digitale Methodik vorstellen, die wir im Rahmen der Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“ zu diesem Zweck entwickelt und probeweise (aufgrund der besonders gut geeigneten Nachlass-Struktur) am Boeckh-Korpus angewendet haben.

1. Die produktive Freundschaft zwischen Tieck und Solger

Die Arbeitsbeziehung zwischen Tieck und Solger, wie sie anhand des umfangreichen und sorgfältig aufbewahrten Briefwechsels rekonstruiert werden kann, lässt sich als eine doppelte Geschichtsschreibung gelesen werden, wobei das erste Narrativ und das zweite Narrativ teilweise unabhängig voneinander funktionieren.

Das erste Narrativ ist das der Confektgegend, die Achim Hölter vor einigen Jahren so prägnant charakterisiert hat und die ich heute erneut differenziert unter die Lupe nehmen möchte. Dieses Narrativ der Confektgegend entwickelt sich entlang dreier Textgattungen, die in den Briefen thematisiert werden und den Hauptstoff der brieflichen Diskussionen zwischen beiden Protagonisten ausmachen.

Die erste dieser Gattungen ist das Drama. Das gemeinsame Interesse für Fragen der dramatischen Struktur und der Bühnengestaltung bringt Tieck und Solger einander näher. Obwohl Solger sich mit einer Sophokles-Übersetzung hervorgetan hatte, beschäftigte er sich seit seinem Hallenser Studium ebenfalls mit Shakespeare und Shakespeare-Übersetzungen. Die gelehrte Gesellschaft, die sich im Studium konstituiert hatte und der er angehörte, widmete sich nicht zuletzt Fragen der Rezeption und der Übersetzung. Keßler, Krause und Abeken, die wie Solger Mitglieder der Freitagsgesellschaft waren, ließen schon früh Übersetzungen und Analysen (oft in kleinerem Umfang) drucken bzw. unter Freunden kursieren. Bereits 1812 hatte sich Solger schon durch die intensive Beschäftigung mit diesen Texten und den damit zusammenhängenden Übersetzungsfragen zu einem ausgezeichneten Shakespeare-Kenner entwickelt. Dass Fragen der Inszenierung als Versinnbildlichung eines abstrakteren Gedankens ihn ebenfalls interessierten, brauche ich kaum zu erwähnen, handelt es sich ja um *die* zentrale Frage seiner Philosophie mindestens bis ins Jahr 1815 hinein. Damit weist sich Solger im Austausch mit Tieck über Bühnengestaltung und dramatische Ästhetik nicht nur mit einer gelehrten Kenntnis der Materie aus, sondern auch mit einer fundierten Theoretisierungsleistung. Aber Solger verkörpert auch etwas Anderes, insbesondere in Bezug auf Shakespeare, nämlich eine Vermittlungsinstanz. Solger war in der Übersetzungsthematik mit, ich möchte fast sagen, Schulen im Austausch, die wir heute als einander widersprechend wahrnehmen. Der junge Solger war mit dem jungen Voß befreundet, und ebendieser Solger, kaum dass er Sophokles übersetzt(und sich damit eine



harsche Kritik ebendieses Voß eingeholt) hatte, befreundete sich mit Tieck. Mit Voß bespricht Solger Rhythmik und Versschemata. Es geht um Emendationen, um Feinheit im Detail des einzelnen Verses bzw. Versteils. Mit Tieck geht es zwar zum Teil um dieselben Texte, aber der Diskurs darüber ist ein anderer: Die dramatische Grundstruktur rückt in den Mittelpunkt. Ab 1810 positioniert sich Solger tatsächlich nicht mehr (nur) als Philologe, sondern immer auch (wenn nicht gar vorrangig) als Theoretiker. Der Briefwechsel mit Tieck ist die Plattform, in der diese Diskursform bei ihm plötzlich aufblüht. So spielt der Diskurs über Dramen, ihre Ausgestaltung, ihre Wahrnehmung, ihre Bedeutung, für beide Korrespondenten eine zentrale Rolle.

Die zweite Gattung, entlang derer sich das Narrativ der Confektgegend konstituiert, ist die Schriftform, die Tieck in den 1810er Jahren verwendet und die über die dramatischen Elemente hinaus Märchen- und erste Ansätze der Novellensprache mischt, die dann die Schriften des folgenden Jahrzehnts charakterisieren wird. Die sich da entfaltende Sprache ist für Solger ein Lichtblick, sowohl auf philosophietheoretischer Ebene als auch in Hinsicht auf seinen persönlichen Geschmack. Nicht nur im Briefwechsel mit Tieck, sondern auch im *Erwin* stellt er diese Textform als – *pardonnez du peu* - Höhepunkt aller Kunst dar. Aus Solgers Briefwechsel (nicht nur mit Tieck) wird darüber hinaus deutlich, dass die Lektüre der Tieck-Überarbeitungen solcher Jugendwerke wie *Däumchen*, *Rotkäppchen* und die *Verkehrte Welt* die Abende mit seiner Frau füllt. Die Schilderungen solcher Lektüreabende in den Briefen an Tieck deuten darauf hin, dass er und seine Frau zu einem gemeinsam gelesenen Text unterschiedliche Lesarten besaßen. Ich zitiere aus einem Brief vom Dezember 1813:

„Genau habe ich nicht vergleichen können, was Sie verändert haben; es schien mir aber hier [gemeint ist der *Gestiefelte Kater*] und in der verkehrten Welt, als wäre alles gerundeter geworden. Wenn ich also danach urtheilen darf, so sind Ihre Verbesserungen gewiß ächt. Unendliche Lust hat es mir gemacht, diese Sachen meiner Frau vorzulesen. Für die sind sie recht geschrieben. Sie hängt am Munde des Vorlesers, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt, und diese Märchenwelt ist in so fern nicht die ihrige, als sie darin das Wahre und Tiefe am lebendigsten auffaßt. Sie werden es mir wohl noch zu Gute halten, daß ich Ihnen auch von solcher Kritik etwas vorschwatze; die Sie gewiß nicht mit neumodischer Damenkritik verwechseln werden. Nur die Semmelziegenschen Ehebeschwerden wagte ich denn doch nicht ihr vorzulesen, wenn ich auch in thesi Ihrer Vertheidigung darüber vollkommen beitrete.“ (Matenko, S. 101)

In seiner Formulierung bestätigt Solger die sozialen Normen: Der Mann fungiert der Frau gegenüber als intellektueller Vormund. Auch die ‚Blue Stockings‘-Einstellung gelehrter Frauen wird grundsätzlich abgelehnt. In seiner Vorlesung des Textes zensiert Solger auch noch die Passagen, die er als gefährlich für Frauenohren ansieht. Es ist keine „neumodische Damenkritik“, auch keine männergleiche Kritik, die Henriette Solger leisten kann. Aber es ist eine im Rahmen des Briefwechsels nennenswerte Kritik. Die Rückbindung an eine empfindsame Auffassung der nicht-gelehrten Kritik, beinahe à la Herder, nach der Frauen



(Kindern ähnlich) eine direktere Nähe zum Herzen der Kunst haben, schwingt hier mit. Die geschilderte Szene hat etwas von der Inszenierung eines wissenschaftlichen Experimentes: Was ergibt sich aus einer (wohl sehr kontrollierten) Heranführung einer prototypischen Leserin an den Text? Was dadurch entsteht, ist jedoch nicht nur die Beobachtung einer naiven Lektüre, sondern die Entwicklung einer ästhetischen Gemeinschaft bei Solgers, die weit über die Bedienung sozialer Normen hinausgeht. Hier und andernorts im Briefwechsel inszeniert sich Solger als überlegener Beobachter, d. h. als exakte Verkörperung der Ironie, wie er sie theoretisiert, als ein Blick von oben über die Kunst. Doch Henriette Solgers Position, ihre Lektüre, ihr Input sind für Solgers Theoriebildung und für den Inhalt seines Briefwechsels mit Tieck unverzichtbar. Wenn Sie einen Blick in Matenkos Namensverzeichnis werfen, werden Sie merken, dass die Seitenzahlen, wo Tiecks Frau und Kinder erscheinen, komplett aufgelistet werden (mit einer getrennten Liste für Dorothea und die von ihr ausgearbeiteten Werke), während unter Solgers Frau und Solgers Kindern nach sechs Seitenangaben ein „etc.“ steht. Matenko hat die Einbettung der Familie in Solgers Austausch mit Tieck nicht einmal nachzuvollziehen versucht (er hätte wie bei den anderen längeren Einträgen Unterkategorien einbauen können). Dies zeigt einmal mehr, wie sehr wir mit dieser Edition von einer Rezeption abhängig sind, die autoritär angelegt ist und diese familiären Konstellationen als intellektuell produktive Momente nur benennt, aber inhaltlich ausblendet. Im Hinblick jedoch auf die Genauigkeit von Solgers Lektüre der überarbeiteten Version des *Phantasmus* wäre sicherlich auch eine detailliertere Analyse der gemeinsamen Lektüre mit seiner Frau gewinnbringend.

Die dritte Gattung, die den Stoff des Briefwechsels als Confektgeland ausmacht, ist die Philosophie. Während beide Männer in Sachen Übersetzungen sozusagen gleichberechtigt zur Diskussion beitragen (wenn auch von unterschiedlichen Standpunkten) und Solger bei der Überarbeitung des *Phantasmus* hauptsächlich als Rezipient fungiert, ist in philosophischen Dingen die Situation genau umgekehrt. Solger befindet sich in der mitteilenden Rolle und Tieck in der rezeptiven. Tiecks begrenzter spekulativer Auffassungsgabe oder zumindest seinen Nachfragen in dieser Sache haben wir Solgers deutlichere philosophische Ausführungen zu verdanken, zumindest im Briefwechsel, denn es ist Tieck nicht gelungen, so tief in den *Erwin* einzugreifen, dass dieses Werk einen vernünftigen Leserlichkeitsgrad erreicht. Im Briefwechsel aber führt Solger eine gezielte Heranführung Tiecks an die Grundprinzipien seiner Philosophie des Nichts durch, wie wir sie in dieser Deutlichkeit sonst nirgendwo finden.

Mit Tiecks Rezeption dieser für das Verständnis der Solgerschen Philosophie zentralen Briefe kann ich auch zum zweiten Narrativ kommen, das als Subtext parallel zu den bisher geschilderten Austauschthemen den Briefwechsel strukturiert. Denn es ist nun mal so: Tieck versteht nicht die Hälfte dessen, was Solger so herumphilosophiert. Und Solgers Vorschläge beschränken sich auf Strukturänderungen für die Überarbeitungen. Tieck orientiert sich vorrangig an seinem eigenen inneren literarischen Sinn. Keiner hat einen gestaltenden



Einfluss auf das Werk des anderen, vielmehr ist es jeweils ein inspirierender Einfluss. Aber es ist egal oder, genauer gesagt: Es ist besser so. Denn der Briefwechsel erzählt auch eine Geschichte der gegenseitigen Identifizierung mit einer Persona, die genau das kann, was man selbst nicht kann und die so jeden durch einen Widerspiegelungseffekt, der vom ausgetauschten Inhalt beinahe unabhängig ist, neu an sich heranführen kann. Als Beispiel sei an dieser Stelle der Brief von Tieck an Solger vom 21. März 1814 zitiert:

„Ihr Brief hat mich sehr erfreut und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten Theil haben möchte, aus der Seele geschrieben ist. Mir ist auch das Schariwari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geschrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch sagt, daß es alle gut meinen. [...] Ihr Urtheil über den Phantasmus, so wie über all meine Schriften, ist mir eben so wichtig, als ermunternd; Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen. [...] über dasjenige, was Sie mir im vorigen Winter sagten, habe ich noch oft nachgedacht, wo ich Sie verstanden habe, habe ich gelernt, wo Ihr Urtheil mein Unbewußtes, Individuelles trifft.“ (Matenko, S. 105-106)

Dreierlei lässt sich aus dieser Passage herauslesen, der etliche andere aus dem Briefwechsel sehr ähnlich sind. Das Erste ist Tiecks Hervorhebung der Einmaligkeit der Solgerschen Stimme in einem unartikulierten Hintergrundrauschen. Die musikalische Metapher wird in den seinerzeit von Achim Hölter herausgearbeiteten Haß/Liebe-Diskurs hier eingebettet. Dieser Haß/Liebe-Diskurs, das hat Achim Hölter gezeigt, ist essenziell für die Isolierung der Kernbeziehung beider Männer; sie strukturiert grundsätzlich die Trennung des Gnadenmoments der Freundschaft von der Außenwelt. Das Zweite sind Ausdrücke der Annahme einer Identität untereinander innerhalb der Korrespondenz, wobei das Schriftgut als Plattform für die Erschließung tieferer psychischer Strukturen gilt (Seele, Unbewusstes). Das Dritte ist das Missverständnis, das dem Ganzen zugrunde liegt. Tieck schreibt: „Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen.“ Aber natürlich ist Tieck ein empfindlicher Autor und natürlich weiß das Solger und formuliert seine Einwände dementsprechend. Tieck ist viel eher imstande, Kritik zu äußern als sie zu ertragen. Hier wird also keine nackte Wahrheit zum Ausdruck gebracht, sondern eine Lüge, die aber die Kommunikation erst ermöglicht. Denn wenn Solger davon ausgehen würde, dass er Tieck jede Kritik ohne Rücksicht auf seine Empfindlichkeit mitteilen könnte, wäre keine Mitteilung mehr möglich, zumindest nicht mit der Herzlichkeit (und der intellektuellen Produktivität), die der Briefwechsel an vielen Stellen aufweist. Weil sie sich gegenseitig mit der Illusion eines perfekten (gegenseitigen) Verstehens einlullen, ist es ihnen möglich, im Rahmen des Briefwechsels mehr „sie selbst“ zu sein als sonst irgendwo. Dieser Zugang zum Ich durch ein idealisiertes Alter Ego macht den Subtext, das zweite Narrativ des Briefwechsels aus.

Die Analyse des Tieck-Solger-Briefwechsels bietet damit mehrere Einblicke in das intellektuelle Leben der 1810er Jahre. Sie macht es möglich, Themen zu identifizieren, die für



das romantische Gedankengut von zentraler Bedeutung sind und wie diese im Austausch bearbeitet und konturiert werden (Übersetzung, Ironie, Struktur literarischer Werke,...). Sie hilft dabei, die Komplexität der Briefkommunikation zwischen Authentizität und Selbstreferentialität nachzuvollziehen. Und sie lässt die zwei Hauptprotagonisten des Briefwechsels als Endpunkte eines verzweigten familiären Netzwerkes erscheinen. Diesem Punkt möchte ich nun genauer nachgehen.

2. Genealogien sichtbar machen

Die im Briefwechsel inszenierte Freundschaft wird von zwei Personae getragen, die in ihrer gemeinsamen Beziehung eine bestimmte Position einnehmen. Die Beziehung funktioniert, weil die Rollen immer wieder getauscht und wiederhergestellt werden (ich bin Du und du bist ich und du verstehst mich besser als ich mich selbst, etc.) und damit dem Bedarf an ironischer Selbstbetrachtung und an primärer Außenbestätigung beider Protagonisten gerecht werden. Zudem bleibt sie ebenfalls solide, weil sie nicht nur eine Insel ist, sondern von einem Netz weiterer Beziehungen getragen wird. Dass es sich dabei nicht um die Außenwelt im weitesten Sinne handelt, dürfte aus den zitierten Briefauszügen deutlich geworden sein. Wie lässt sich also diese Sphäre umreißen, die nicht nur den Kern der Beziehung (zwei Personen) enthält, sondern auch Verwandte und Familien?

Die Rolle von Solgers Frau habe ich bereits im ersten Teil hervorgehoben. Nicht nur eine Rekonstruktion ihres Beitrags zu Lebzeiten ihres Mannes würde womöglich neue Erkenntnisse hervorbringen, insbesondere durch die Einbindung von Querbezügen aus anderen Briefwechseln, woraus sich ein genaueres Bild der Schaffensbedingungen herausarbeiten ließe, die die Freundschaft Tiecks und Solgers begleitet haben. Auch ihre literarischen Produktionen, die in Dresden aufbewahrt werden und weitestgehend unbekannt sind, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Nach dem frühen Tode des pater familias kann man nur feststellen, dass es eher die Frauen sind, die sein Erbe weitertragen. Die Witwe verwaltet den Nachlass, später ist es Tochter Caroline, die die Edition des Briefwechsels mit Voß in die Wege leitet. Sicherlich ist dabei immer ein männlicher Mitspieler auf dem Feld und führt offiziell die Feder. Doch es ist bezeichnenderweise nicht der Sohn, der den Namen und die damit verbundene Reputation weiterträgt, sondern es sind die weiblichen Erbinnen.

Anders ist es bei Tieck, insofern, als er keine männlichen Erben besaß, sondern neben seinen Töchtern nur Anhänger und Schüler (die Solger zugegebenermaßen auch hatte, vgl. Heyse). Anhand von Tiecks Arbeitsbeziehung mit Dorothea habe ich an anderer Stelle gezeigt, dass Dorothea Tieck – im Grunde genommen, weil sie sich den sozialen Normen fügte – für Ludwig Tieck der ideale Sohn war, weil es ihr nicht um den eigenen Namen ging, sondern um



den des Vaters. Sie trug Tiecks Erbe weiter, indem sie sich der Öffentlichkeit gegenüber so unsichtbar machte wie es ging.

Sophia Zeil hat auf der letzten Konferenz gezeigt, welchen Anteil Dorothea tatsächlich an der literarischen Produktion und an der Finanzierung der literarischen Reputation ihres Vaters hatte und welche komplexen Emotionen damit zusammenhängen mochten, wie etwa das zeitweilige Gefühl, vom Vater nicht geliebt zu werden. Weil er seine Tochter überlebte, werden wir auch nie erfahren, wie Dorothea Tieck nach dem Tod ihres Vaters mit dessen Erbe umgegangen wäre. Was wir aber rekonstruieren können, ist die Art und Weise, wie sie über die nach außen inszenierte Rolle der zurückgezogen lebenden Literatentochter – in einem Habitus, der von dem des Vaters gar nicht so entfernt ist – emotional intensive Beziehungen entwickelte. Dies hat Sophia Zeil anhand von Dorothea Tiecks Beziehung zu Luise von Bülow erörtert. Ich gebe jetzt ihre Analyse wieder und bitte Sie, dabei auf die Ähnlichkeiten zur Ludwig Tieck/Karl Solger-Konstellation zu achten.

„Ich habe in der Wirklichkeit nie ein so unendlich poetisches Verhältniß zwischen zwei Menschen gesehen und Dorothea war darin ganz glücklich. Auch hatte sich seitdem ihr ganzes Wesen wie verklärt, und wenn sie früher zuweilen schroff und äußerlich unfreundlich selbst gegen ihre ältesten Freunde war, so schien sie seitdem theilnehmender und zutraulicher als je.“

8

Diese bemerkenswerten Zeilen finden sich in einem Brief Eduard von Bülows an Friedrich von Uechtritz, kurz nachdem Dorothea Tieck an den Folgen einer Masernerkrankung gestorben war. Sie gehören zu den wenigen, schriftlich überlieferten Zeugnissen, die die Freundschaft zwischen Luise von Bülow und Dorothea Tieck aus der Perspektive Dritter beschreiben. Angesichts der Tatsache, dass beide Frauen in regelmäßigem brieflichen Austausch standen, erscheint dieser Mangel an Resonanz verwunderlich. Hinzukommt, dass das geringe Echo zur Freundschaft zwischen Tieck und Bülow bis heute fortbesteht. In Bezug auf die 34 kleinformatischen Briefchen, die in der SLUB Dresden aufbewahrt werden, ist die Resonanz aus der Forschung sogar gleich null. Warum? Sind es doch wertvolle Dokumente, um, zum einen, das Bild der Tieck-Tochter, die stets als kühl und unnahbar beschrieben wurde, genauer unter die Lupe zu nehmen, und, zum anderen, das Thema der Frauenfreundschaft eingehender zu beleuchten. Nicht zuletzt sind die Briefe natürlich wertvolle Dokumente, um das Leben und literarische Schaffen zweier sehr unterschiedlicher Frauenpersönlichkeiten zu rekonstruieren.

Über Luise Bülow von Dennewitz (1813–1903) sind nur wenige Eckdaten ihres langen Lebens bekannt. Geboren als Tochter des berühmten preußischen Offiziers Friedrich Wilhelm Bülow von Dennewitz und dessen zweiter Ehefrau Pauline Juliane, wuchs Luise in Berlin auf, wo sie Hofdame der Prinzessin von Preußen wurde. Nach dem Tod des Vaters gingen sie und ihre Mutter 1840 nach Dresden. Hier lernte sie Dorothea Tieck kennen, die über die Zeit des Kennenlernens an Luise schreibt:



„Was ich in meinem Innern erlebt habe, seit ich Sie zuerst sah ist unaussprechlich [...]. Von da an war ich in einer großen Aufregung, ich wollte mein Gefühl bekämpfen, ich dachte Sie hätten vielleicht nur ein vorübergehendes Wohlgefallen an mir, würden mich dann wieder verlassen und ich würde mich sehr unglücklich fühlen. Je mehr ich das dachte, desto inniger und heftiger liebte ich Sie mit jedem Tage, ich schlief keine Nacht, alle meine Gedanken, mein ganzes Gemüth wendete sich zu Ihnen.“

Zwischen den beiden Frauen entspann sich ein reger Austausch, der sich in regelmäßigen, fast täglichen Besuchen, gemeinsamen Studien (Spanisch- und Hebräischunterricht) und der Lektüre zeitgenössischer Literatur niederschlug. So berichtete Dorothea Tieck im Dezember 1840 an ihren engen Freund Friedrich von Uechtritz: „Ich bin viel mit meiner kleinen Bülow, und wir studiren allerlei mit einander.“ Viel Zeit blieb der jungen Freundschaft jedoch nicht, denn Dorothea starb bereits im Februar 1841.

Der Stellenwert, den Dorothea der Freundschaft mit Luise Bülow von Dennewitz beimaß, kann anhand der überlieferten und bislang unveröffentlichten Textzeugen nicht hoch genug eingeschätzt werden. Einige Jahre nachdem ihre Mutter Amalia Tieck gestorben war und Dorothea sich im väterlichen Hause mehr und mehr allein und unverstanden fühlte, musste ihr Luise wie ein himmlischer Bote erschienen sein:

„Daß mich eine Seele lieben kann wie Sie, die mir so rein und himmlisch erscheint, das nehme ich an als ein Geschenk von Gott, als das schönste was er mir geben konnte, mein Leben scheint mir seitdem wie verherrlicht und verklärt, es ist, wenn ich in Ihre Augen sehe, als thäte sich ein Himmel vor mir auf.“

Die Briefe sind Zeugnis einer tiefen Verbindung und Zuneigung, die Dorothea gegenüber der 14 Jahre jüngeren Freundin empfand. Die organisatorischen Themen des Alltags, etwa im Kontext eines gemeinsamen Besuchs der Gemäldegalerie oder des Theaters, scheinen dabei oft nur die äußerliche Veranlassung oder Legitimierung für den schriftlichen Austausch gewesen zu sein. Der in einem Brief eintretende Wechsel vom „Sie“ ins „Du“ offenbart die Intimität, die im Austausch der beiden Frauen geherrscht haben muss:

„Ich arbeite viel an mir um meine Empfindung zu läutern von aller Leidenschaft die Gott beleidigt, um die Sehnsucht zu bekämpfen die mich in jeder Stunde zu Dir zieht, den namenlosen Schmerz der mich bei den Gedanken an die Trennung ergreift. [...] Verstoß mich nur nie aus Deinem Herzen mein geliebter Engel, dann bleiben wir auch in der Ferne verbunden, dann werde ich Dich wohl entbehren aber nicht verlieren, denn unsre Seelen sind eins.“

Obwohl Tiecks Briefe eine egalitäre Beziehung zwischen beiden Frauen vermuten lassen, scheint es, dass die deutlich jüngere Bülow die Freundschaft eher als ungleiche Schülerin-



Lehrerin-Verbindung empfand, wie sie nach Dorotheas Tod rückblickend Rudolf Köpke berichtet:

„Ich sah an ihr empor, war ihr blind von ganzer Seele ergeben; während Dorothee mich wie eine jüngere Schwester, beinah wie ihr Kind behandelte, mich in ihrer heitern, liebevollen Weise unterrichtete, bildete und sich an das etwas ausbündige Wesen der neuen Freundin mit leidenschaftlicher Innigkeit anschloß.“

Dass auch dem Umfeld der beiden Frauen die Zuneigung, die beide verband, nicht verborgen geblieben war, zeigt die Eifersucht der Schwester Agnes Tieck, von der Dorothea berichtet. Aber auch die Tatsache, dass ein Gedicht¹ auf Dorotheas plötzlichen Tod der Freundin und nicht etwa dem Vater oder der Schwester gewidmet ist, zeugt von einer außergewöhnlich innigen Beziehung. Eduard von Bülow berichtete sogar, dass Dorothea selbst noch im Fieber, wenige Stunden vor ihrem Tod, versucht hatte, an Luise zu schreiben.

Für beide Frauen war die Freundschaft, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ein Schritt zur Selbstbestimmung und Individualität: Während Tieck sich im Spiegel der Freundin selbst erkannte und mit der romantischen Formel der Ich-Entgrenzung vor allem eine Ich-Stärkung einherging, bedeutete die Freundschaft für Bülow eine Möglichkeit der Bildung und Weiterentwicklung. In jedem Fall entzogen sich beide für die Dauer der Freundschaft den drohenden Rollen als Ehefrau und Hausmutter und lebten das utopische Modell einer sowohl emotional als auch geistig erfüllenden Frauenbeziehung.

Die 34 kleinformatischen und meist engbeschriebenen Zettel stellen ein besonderes Beispiel epistolaren Austauschs dar. Im Gegensatz zu meist örtlich voneinander getrennten Briefschreibern befinden sich beide Korrespondentinnen in diesem Fall in unmittelbarer Nähe, diese reflektierend. Auch gilt es nicht, durch das schriftliche Medium die körperliche Abwesenheit zu ersetzen: Die billetartige Korrespondenz erfolgt explizit parallel zu einem auf direkter Ebene stattfindenden Austausch im Gespräch; nicht selten auch diesen ergänzend, wie Dorothea schreibt:

„Meine Gedanken und mein Herz sind bei Ihnen, mir ist es, als habe ich fern von Ihnen nur ein kümmerliches, halbes Leben. Darum muß ich Ihnen schreiben und so mit Ihnen sprechen. Meine Seele spricht immer mit Ihnen und ich sage Ihnen tausend Dinge, die ich dann nicht sagen kann, wenn ich Sie sehe.“

In dieser Offenbarung wird deutlich, wie sehr Dorothea der schriftlichen Mitteilung bedurfte, um ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren. Bemerkenswert am Themenspektrum der Briefe ist, dass diese fast alle damals weiblich kodierte Gesprächsthemen vermissen lassen. Weder handeln sie von berühmten Männern, noch drehen sie sich um Literatur, anekdotische



Begebenheiten oder die Probleme des weiblichen Alltags. Die Essenz der Briefe besteht ausschließlich in der Selbstvergewisserung der eigenen Gefühle durch das Schreiben. Sie sind somit Ausdruck der Freundschaft als auch ihr eigener Gegenstand.

Die oft bedeutungsschweren Geständnisse kontrastieren dabei mit der eher Belanglosigkeit vorgehenden Materialität der Zettelchen. Die historisch-kritische Edition der Briefe, die Sophia Zeil als Masterarbeit im Fach Editionswissenschaft vorgelegt hat, versucht, diesen materiellen Aspekt zu berücksichtigen, indem eine genaue Beschreibung des Beschreibstoffes, der Handschrift und anderer außersprachlicher Merkmale vorgenommen wurde. Darüber hinaus ist es das Verdienst der Edition, die nur mit kryptischen Angaben wie „Mittwoch früh“ versehenen Briefe Tiecks an Bülow erstmals in eine mögliche Chronologie zu stellen, wobei die zugrundeliegenden Kriterien im kritischen Bericht zu jedem Brief transparent gemacht werden.

Durch den Rückgriff auf diese Quelle wird unter anderem anschaulich, dass das Umfeld des Vaters für Dorothea Tieck nicht die einzige intellektuell anregende Konstellation war. Die These, nach der sie ihre intellektuelle Energie voll und ganz ihrem Vater zur Verfügung stellte und sich ausschließlich unter dessen Anleitung intellektuelle Ziele setzte und Texte vornahm, hält der Lektüre dieser 34 Zettelchen nicht stand. Andersherum bleibt auch der Spekulation überlassen, welche Bedeutung Dorothea Tiecks Studien außerhalb des Radius des väterlichen Einflusses beizumessen ist. Doch das betrifft nicht nur die Tochter, sondern auch andere Figuren in unterlegener genealogischer Position. Die Baudissin-Biographie von John Sayer erzählt nichts anderes als die Geschichte eines Schattenwesens, das das literarische und intellektuelle Dresden beinahe des gesamten 19. Jahrhunderts geprägt haben soll und bei dem wir uns extrem schwertun, diese Prägung festzuhalten. Es ist nicht nur eine Sache der Weiblichkeit, zurückgezogen zu leben. Es ist über die Geschlechter hinweg eine Sache des Selbstverständnisses, des Verhältnisses zur eigenen Gelehrsamkeit und der missionarischen Einstellung gegenüber der Vermittlung eines bestimmten Wissens oder einer bestimmten Kunst und Kultur unter dem Siegel des eigenen Namens.

Dies lässt wiederum die Annahme zu, dass genealogisch unterlegene Mitglieder der literarischen oder intellektuellen Kette eine Rolle gespielt haben, von der wir nach wie vor nur wenig wissen und die wir, um Schaffens- und Rezeptionsbedingungen auf befriedigende Weise zu kennen und zu verstehen, genauer zu gestalten und zu analysieren haben. Was hat an Ideen, an Büchern zirkuliert, unter welchen Personen und unter der Obhut welcher Autoritäten? Besonders interessant zum Beispiel wäre der Einfluss dieser Zirkulationen, wie sie sich in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gestaltet haben, auf die intensive literarische Produktion oft anonym bleibender Schriftstellerinnen, die ab den 1820er Jahren zu den literarischen Zeitschriften in großem Umfang beitrugen – allerdings oft anonym oder unter Pseudonym.



Aber wie kann man solche Zirkulationen in einem aussagekräftigen Ausmaß erfassen? Im Sinne dieser Fragestellung möchte ich im letzten Teil die Datenarchitektur darstellen, die ich im Rahmen der digitalen Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* mit meiner Forschungsgruppe entwickelt habe.

3. Ein Datenmodell zur Erfassung von intellektuellen Genealogien

Unter der Prämisse, dass es einer kritischen Textmasse bedarf, um zu einigermaßen allgemeingültigen Schlussfolgerungen zu kommen, wurde von der Nachwuchsgruppe „Berliner Intellektuelle 1800–1830“ der Weg einer digitalen Edition eingeschlagen. Das erklärte Ziel war, alle zu edierenden Korpora nach denselben editorischen Prinzipien aufzubereiten und damit eine Textbasis für algorithmische Auswertungen zu bereiten, die Fallstudien ergänzen können.

Die Grundidee hinter jeder wissenschaftlichen digitalen Edition ist, dass das editorische Modell einer bestimmten Fragestellung entspricht, d. h. dass sie bestimmte Abfragen an den Text ermöglicht. Ist das Datenmodell offen und transparent konzipiert, können darüber hinaus andere Fragestellungen bearbeitet werden. Doch grundsätzlich wird aus der Kernfragestellung die Auszeichnung hergeleitet. Im Mittelpunkt der Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* steht die Frage nach der Autorschaft im Kontext der napoleonischen Kriege, d. h. die Frage nach der Balance zwischen Einzelleistung und Gemeinschaftsimpetus in der Verfassung und Veröffentlichung von Texten, nach der Intertextualität, nach dem Lebenszyklus des Schriftguts von der Entstehung bis hin zu Rezeption (wobei jede Entstehung auch die Rezeption anderer Werke einbindet).

So fokussiert sich unser Annotationsmodell auf die Auszeichnung von Entitäten und textgenetischen Phänomenen. Die vorkommenden Personen, Werke, Orte, Institutionen, Gruppen werden systematisch erfasst und mit einander in Verbindung gesetzt; darüber hinaus werden alle auf den Handschriften einsehbaren Bearbeitungsschichten dargestellt. So kann beispielsweise die Rolle von Herausgebern und Verlegern in der Entwicklung von redigierten Editionen genauer analysiert werden. Genau in dieser Allgemeinheit galt es im Rahmen dieses Vorhabens, Normen und Mechanismen herauszuarbeiten. Nicht zuletzt deswegen ist diese Edition nicht autorzentriert.

Dabei gibt es aber drei Autoren, die in dieser Edition einen Leuchtturmstatus haben: Adelbert von Chamisso, August Boeckh – und Ludwig Tieck. Das Boeckh-Korpus war vor sechs Jahren komplett unerschlossen. Da unser Beitrag hier am Sichtbarsten ist, möchte ich zum Schluss noch kurz schildern, was eine solche Struktur für ein handschriftliches Korpus bedeutet – in der Hoffnung, womöglich in Bezug auf das Tieck-Korpus ähnliches diskutieren zu können,



Aufgrund der zwei laufenden Dissertationen (die in diesem Jahr abgeschlossen werden) haben wir zwei editorische Schwerpunkte. Der erste sind die Akten zum Philologischen Seminar in den 1810er Jahren, den zweiten macht Boeckhs Büchersammlung und der von ihm eigens dazu zusammengestellte „Katalog meiner Bücher“ aus. Darüber hinaus haben wir ein Online-Nachlassverzeichnis zusammengestellt, teilweise durch den Export von Metadaten aus Kalliope, teilweise manuell bei der eigens durchgeführten Erschließung von bislang nicht oder zumindest auf dieser Granularitätsebene nicht erfassten Beständen. Indem wir dasselbe Auszeichnungsschema für die Edition und für das Nachlassverzeichnis verwendet haben, sind Suchvorgänge quer durch beide Plattformen möglich. In Zusammenarbeit mit den historischen Sammlungen des Grimm-Zentrums wurden bereits einige der Bücher, die Boeckh der Bibliothek vermacht hat, digitalisiert. Diese sind mit den entsprechenden Einträgen aus seinem Buchkatalog verlinkt, wobei hier stetig ergänzt wird.

Wird also ein Werk in einem edierten Brief oder sonstigen Texte erwähnt, ist die Möglichkeit gegeben, direkt in diesem Werk zu blättern (bei Seitenangaben lässt sich der Link zur einschlägigen Seite einbauen). Diese Art von Arbeit verlangt genauso viel Werk- und Kontextkenntnis wie die Aufbereitung einer analogen Edition. Sie ermöglicht aber zusätzlich zu einer reinen wissenschaftlichen Printedition die Zusammenführung von archivarischen, bibliothekarischen und wissenschaftlichen Werkzeugen und anhand dieser die Kombination von Erkenntnissen aus dem Briefwechsel und den Bücherlisten mit der Analyse der Werkproduktion.

Über die Aufbereitung eines potentiell erkenntnisreichen Handwerkszeugs für jedes auf diese Art und Weise erschlossene Korpus wird die Möglichkeit gegeben, quer durch Korpora zu suchen. Eine Frage, die ich besonders spannend finde, ist die nach der Ähnlichkeit der Strukturen, die wir eben bei Chamisso, Boeckh und Tieck finden würden: Wie wird gesammelt, wie wird kommuniziert, wie wird zitiert – bei Intellektuellen insgesamt?

Anhand dieser Auszeichnungsstruktur ist es darüber hinaus möglich, intellektuelle Genealogien zu rekonstruieren. Verwandtschaften und Schüler-Lehrer-Beziehungen werden erfasst, um diese Netzwerkformen zu rekonstruieren, die das 19. Jahrhundert strukturieren. Bei Boeckh lässt es sich anhand der Liste der Mitglieder des Philologischen Seminars besonders leicht rekonstruieren, wobei man auf eine ziemlich lange Liste namhafter Schüler kommt. Bei Tieck wäre die Auszeichnungsstrategie etwas komplexer, aber machbar und ertragreich. Nicht zuletzt könnte man dadurch die Mittlerfunktion von Dorothea Tieck deutlicher herausarbeiten sowie all die Verzweigungen, die von ihr ausgehen: Inwiefern überschneiden sie sich mit denjenigen des Vaters? Schlagen die Verzweigungen von Ludwig Tieck ausgehend die gleichen Wege wie diejenigen, die von Dorothea Tieck ausgehen? Das sind Fragen, anhand derer die intellektuellen Genealogien konturiert werden könnten und zu denen Graphen, also Netzwerkvisualisierungen, Antworten liefern könnten.



Was sagt ein Name? Bei Tieck und Solger erzählen die Namen, verbunden mit dem „und“, eine Geschichte der Gelehrsamkeit, der Kunst, der Freundschaft, der Politik in den 1810er Jahren – eine Intellektuellengeschichte. Schaut man aber hinter den Nachnamen hin zu den Vornamen, blicken Kulturkonstrukte durch, die wir bei Weitem nicht so gut kennen wie die kanonische Geschichte der romantischen Schlaumeierfreundschaften. In diesen Zusammenhängen tun wir uns viel schwerer damit, Autorschaft zuzuordnen, treibende Kräfte zu benennen und über das Kalkül der Veröffentlichungsstrategien hinauszuschauen, um den Impetus zu umreißen, der Tradierung insgesamt zugrunde liegt. Aber auch für uns gilt es, Strategien zu entwickeln, um unseren Fragen hinterherzukommen, und auch wir können versuchen, medial so kreativ zu sein wie diejenigen, die uns eine Inspirationsquelle sind. Und das sind Tieck und Solger allemal.